

# Leide!

Siegfried Langer

Thriller

**LAGO**  


## Prolog

Der Stubenfliege waren drei Beine und ein Flügel verblieben. Immer wieder stolperte sie im Kreis herum.

Sven gluckste vor Freude. Mit großer Faszination beobachtete er ihr Martyrium. Ihr Flügel vibrierte und das verzweifelte Brummen stimmte ihn glücklich.

Die bunten Legosteine, in deren Mitte er saß, interessierten ihn nicht mehr. Ebenso wenig sein Lieblingstедdy; Zotty thronete auf einem Hocker, so drapiert, dass er Sven beim Spielen zusehen konnte. Zotty fehlte ein Ohr, an mehreren Stellen hatte ihn Svens Mutter bereits geflickt.

Für Sven existierte nur noch die Fliege.

Vorsichtig stupste er sie mit der Fingerspitze an. Die Fliege veränderte ihre Laufrichtung, vollendete dann aber wieder ihre Kreise.

Sven wusste, dass sie verloren war. Dass es in seiner Macht lag, ob sie lebte oder starb und ob der Tod schnell kam oder langsam.

Er selbst hatte keine Eile. Er genoss ihre Qual.

Mit dem Zeigefinger schob er sie ein, zwei Millimeter nach links, dann wieder nach rechts. Jetzt drückte er leicht auf ihren Körper, damit er das Vibrieren spüren konnte. Seine Zungenspitze glitt in seinen Mundwinkel und verharrte dort. Er presste stärker. Das Brummen hörte auf, die Fliege verhielt sich ruhig, abwartend.

Er verringerte den Druck, die Fliege befreite sich. Bald wackelte sie wieder ihre kreisförmigen Bahnen.

Eine Herausforderung für Sven, mit zwei Fingern während ihres Laufs ihren Flügel zu greifen. Schließlich gelang es ihm. Er hob sie an und hielt sie direkt vor sein Gesicht. Sie versuchte weiterhin zu fliegen. Wie dumm von ihr! Es hatte lediglich zur Folge, dass sich nun ihr kleiner Körper hin und her bewegte.

Sven hielt sich die Fliege ans Ohr. Es klang panisch, verzweifelt. Nie zuvor hatte er ein so wunderbares Geräusch gehört.

Danach setzte er sie zurück auf den Boden, folgte mit seinen Blicken erneut ihren Kreisbewegungen.

Wieder und wieder.

So oft, bis ihm langweilig wurde.

Er beschloss, sie weiter einzuschränken. Er wollte herausfinden, wie sie darauf reagierte.

Zwischen Zeigefinger und Daumen der einen Hand hielt er nun ihren Körper, zwischen Zeigefinger und Daumen der anderen den verbliebenen Flügel.

Keine große Kraftanstrengung. Dennoch ließ er sich Zeit.

Ganz langsam zog er. Zuerst dehnte sich der kleine Insektenkörper, dann riss der Flügel ab.

Sven ließ die Fliege zu Boden fallen.

In Schlangenlinien krabbelte sie in Richtung des kleinen, bunten Hauses, das Sven aus Legosteinen gebaut hatte.

Bislang in seiner eigenen Welt gefangen, hörte Sven nun ein weiteres Geräusch.

Etwas näherte sich.

Nur leicht drehte er seinen Kopf, um die Fliege nicht aus den Augen zu verlieren.

Mimi. Die Katze.

In geduckter Haltung schlich sie heran. Ihre Augen fixierten die Fliege, deren Brummen sie angelockt hatte. Ohne Sven auch nur eines Blickes zu würdigen, näherte sie sich.

Sven erkannte eine Schwester im Geiste – doch auch eine Konkurrentin.

Mimi machte sich sprunghaft, wackelte bereits mit dem Hintern, zielte.

Doch die Fliege gehörte ihm, sie war sein Opfer!

Ehe die Katze losspringen und ihr Werk verrichten konnte, schnellte seine Hand nach vorn; mit einer raschen Bewegung zerquetschte er die Fliege unter seinem Daumen.

Triumphierend sah er zur Katze. Er glaubte, ihre Enttäuschung spüren zu können. Auch dies befriedigte ihn.

Verlegen begann die Katze, sich zu putzen.

Da fiel Svens Blick auf ihre Ohren, ihren Schwanz, ihre Beine ...

Und in seiner Fantasie überschlugen sich die Ereignisse.

Er streckte seine Hand nach der Katze aus.

## 1. Kapitel

### Anfang Juni

„Maaargot!“, rief Willi Meisner.

Er sah den Teltowkanal entlang, zunächst flussaufwärts, danach flussabwärts. Keine Spur von Margot. Weder auf dem schlecht befestigten Spazierweg noch auf dem Abhang, der am Kanal entlang nach oben zu dem verlassenen Industriegebäude führte.

Ein weiteres Mal, etwas lauter nun: „Maaaargot.“

Dann blickte der Rentner nach unten.

Froufrou sah ihn verständnislos an. Jetzt schien die Dackeldame es für ein Spiel zu halten; sie wedelte erwartungsfroh mit dem Schwanz.

„Na, wo mag die Margot wohl sein? Eben war sie doch noch da.“

Als hätte sie ihn verstanden, drehte sich Froufrou um sich selbst und spähte suchend umher.

„Kann ja nicht vom Erdboden verschluckt worden sein.“

Froufrou wandte sich dem Kanal zu.

„Nein, dann würden wir sie doch sehen. Oder meinst du, ich soll ein Stöckchen für dich hineinwerfen? – Erst müssen wir Margot finden.“

Enttäuscht ließ Froufrou ihren Schwanz hängen.

„Sie kann ja nur nach oben sein. Dass ihr Frauen immer so neugierig sein müsst.“

Eigentlich war der Abhang viel zu steil für ihn. Die Jahre ohne Rheuma lagen inzwischen weit zurück, doch es blieb ihm nichts anderes übrig, als selbst in dem verfallenen Gemäuer nach dem Rechten zu sehen.

Ein letzter Versuch, in klarem Befehlston: „Margot!“

Froufrou zuckte zusammen, dann rannte sie los.

„Froufrou. Bleib hier.“

Die Dackeldame ignorierte ihr Herrchen. Mit ihren kurzen, krummen Beinen wackelte sie in erstaunlichem Tempo hinauf, genau auf das verlassene Gebäude zu.

Meisner konnte sich erinnern, dass hier früher Verpackungsmaterialien hergestellt wurden. Dass das Werk die Produktion eingestellt hatte, musste mehr als zwanzig Jahre her sein. Seitdem gammelte alles vor sich hin. Wo früher Fenster gewesen waren, klafften nun Löcher, die ins dunkle Innere führten. Das Dach fehlte größtenteils. Um die Ruine herum hatten sich Buschwerk und Unkraut längst das Gelände zurückerobert.

Nicht ein einziger Landstreicher war Meisner hier in den letzten Jahren aufgefallen. Selbst denen schien es wohl zu heruntergekommen zu sein. Bei dem vielen Leerstand in Berlin hatten die Obdachlosen freie Auswahl.

Ohne sich nach ihrem Herrchen umzusehen, verschwand Froufrou schnaubend hinter einem Meer von Brennesseln.

Inzwischen hielt er es für sicher, dass auch Margot hier irgendwo steckte.

Zwei Mal täglich passierte er diese Stelle mit Margot und Froufrou.

Das Gebäude hatten beide bislang stets links liegen gelassen: uninteressant.

Anders heute. Zuerst hatte Margot ihre Nase in den Wind gehalten, danach Froufrou.

Nur ein, zwei Sekunden hatte Meisner auf den Kanal geschaut und sich über die leere PET-Flasche geärgert, die das Wasser entlang trieb; als er den Blick wieder senkte, war Margot verschwunden.

Er quälte sich weiter durchs Dickicht. Seine Knie schmerzten, sein Rücken noch mehr. Für einen Augenblick dachte er daran, wie mühelos er als junger Bursche solch eine Anhöhe hinaufgerannt wäre. Sein rasselnder Atem holte ihn in die grausame Gegenwart zurück.

Meisner hörte ein Knurren.

Bösartig. Aggressiv.

Was war das denn?

Margot und Froufrou waren Schwestern und die allerbesten Freundinnen.

Sie teilten sich sogar die Schlafplätze.

Inzwischen stand er an einer Stelle, die in besseren Tagen ein Nebeneingang gewesen sein musste. Verrostete Scharniere baumelten im Mauerwerk, von der Tür hatten Zeit oder Diebe nichts übrig gelassen.

Ein lautes Bellen.

Dann ein Zuschnappen.

Ein Winseln.

Galopp-Geräusche.

Eine der Dackeldamen schoss an ihm vorbei ins Freie. Erst nach ein paar Metern stoppte sie, versteckte sich hinter einem Baumstamm.

„Froufrou?“

Ganz sicher war er sich nicht, um welche der beiden Hündinnen es sich handelte.

Seine Neugier erwies sich als stärker als sein Bedürfnis, dem Dackel Trost zu spenden.

Vorsichtig trat er ins Gebäude.

Der Wind pffft durchs Gemäuer und trug den Geruch von Schimmel mit sich.

Meisner hustete.

Ein weiterer Durchlass im Mauerwerk führte tiefer ins Gebäudeinnere. In einem fensterlosen Raum kniff der Rentner die Augen zusammen, um zu erkennen, wo er sich befand.

Verrostete Regale, voll von Staub und Dreck.

Ob sie früher mit Materialien oder Ordnern bestückt gewesen waren, ließ sich nicht mehr feststellen.

„Margot?“, flüsterte er.

Keine Reaktion.

Ohne das hintere Ende des Raumes zu sehen, ging er weiter hinein.

Plötzlich hörte er das Knurren erneut.

Er blickte um das Regal zu seiner Rechten herum und schließlich zu Boden.

Zwei Augen funkelten ihn böse an.

Jetzt identifizierte er auch den Rest der Hündin.

Ihre Nüstern blähten sich auf, Speichel triefte ihr die Lippen hinab, ein dunkles, bedrohliches Grollen entsprang ihrem tiefsten Inneren.

„Margot?“

Er erkannte sie kaum wieder.

Was war geschehen?

Und was trug sie in ihrem Maul?

„Ganz ruhig, Margot, alles wird gut.“

Er näherte sich seiner Hündin, was diese deutlich lauter werden ließ.

Jetzt sah er es.

Nein, er musste sich täuschen. Die Dunkelheit spielte ihm einen Streich.

Er konzentrierte sich, immer mehr passten sich seine Augen den schlechten Lichtverhältnissen an: Margot trug einen

vollständigen menschlichen Fuß im Maul, über und über voller Blut.

Aber dieser Anblick sollte nicht der schlimmste bleiben. Als er an der Hündin entlang sah, schälte sich ein Bild aus der Finsternis, das Willi Meisner sein Lebtag nicht mehr vergessen sollte.

## 2. Kapitel

### Anfang Juni

„Ich habe dir dein Pausenbrot gemacht, Nicky.“

Niklas hörte die Stimme seiner Mutter aus Richtung der Küche. Er wandte den Kopf und rief: „Ja, Mutter, ich komme gleich, ich verabschiede mich nur noch von Vater.“

Dann drehte er sich wieder um und beugte sich zu dem Mann, der vor ihm in einem bequemen Sessel saß. Den Blick richtete der Mann starr geradeaus, durch ein mannshohes Fenster in den Garten. Dort zankte sich eine wilde Schar Spatzen um eine gut gefüllte Schale Futter in einem Vogelhäuschen. Es gab genug für alle, dennoch veranstalteten die Vögel ein Heidenspektakel.

Niklas' Vater konnte stundenlang in den Garten sehen und die Natur beobachten. Früher war der Garten sein Ein und Alles gewesen. Nach seiner Pensionierung hatte er sämtliche freigeordnete Zeit und Energie darin investiert. Jetzt nicht mehr.

Seit dem Schlaganfall war alles anders.

Es musste ihn schmerzen, dass der Garten immer weniger seinen Vorstellungen entsprach, dass er untätig zusehen musste, wie sein kleines Paradies – seiner Ansicht nach – zunehmend verwilderte. Denn heute wie früher konnte es ihm niemand recht machen.



„Du kommst zu spät zur Schule.“

„Ja, Mutter.“

Sogar während Niklas' Mutter auf dem Sofa Platz nahm und stundenlang fernsah, saß sein Vater lieber hier vor der Fensterscheibe und betrachtete das spärliche Geschehen auf Terrasse und Garten. Zuweilen nickte er dabei ein.

Erst vor Kurzem hatte Niklas beim Betreten des Wohnzimmers seine Eltern schlafend vorgefunden. Er hatte sie beide in ihrem Zustand gelassen, lediglich zugedeckt.

Neben dem Sessel stand Karl Stegs Gehhilfe. Ohne diese konnte er sich keinen Zentimeter in der Wohnung fortbewegen. Doch Niklas war schon froh, dass es ihm inzwischen wenigstens mit der Gehhilfe wieder gelang.

„Nicky!“

Elisabeth Stegs Stimme wurde lauter und fordernder.

„Ich muss los, Papa“, flüsterte Niklas.

Sein Vater nickte.

„Hast du dein Handy?“

Langsam und leicht zitternd griff Karl Steg an die Brusttasche seines Hemds und umklammerte das darin befindliche Mobiltelefon.

Niklas beobachtete das angestrengte Muskelspiel im Gesicht seines Vaters; vier, fünf Sekunden vergingen.

„Ja“, sagte Karl Steg schließlich.

Es erforderte eine große Kraftanstrengung, selbst die einfachsten Worte auszusprechen. Dennoch erschien Niklas das Mobiltelefon als einzige Möglichkeit, seinen Vater nicht völlig in der Abhängigkeit seiner Mutter zu belassen.

Vorgestern hatte sie seine Gehhilfe verräumt und Niklas hatte eine geschlagene Stunde benötigt, um sie schließlich im Heizungskeller wiederzufinden.

Ja, seit dem Schlaganfall war alles anders.

Niklas drückte die Hand seines Vaters, die auf der Lehne des Sessels ruhte, danach richtete er sich auf und verließ das Wohnzimmer.

Die Spatzen begleiteten seinen Abgang mit so lautem Gezeter und Gezwitscher, dass selbst die Doppelglasscheibe es nicht ausreichend dämpfen konnte.

Im Rahmen der Küchentür wartete bereits seine Mutter, ihr Blick vorwurfsvoll, in den Händen hielt sie eine Plastikschatulle.

„Du trödelst schon wieder, Nicky. Ich habe dir ein Leberwurstbrot gemacht. Mit Gurke.“

Ein Leberwurstbrot!

Niklas hatte längst aufgegeben, sich zu ärgern und zu widersprechen.

Bereits im Kindesalter hatte er keine Leberwurstbrote gemocht.

Unzählige Male hatte er damals seine Mutter darauf hingewiesen. Erfolglos.

Im Alter von 40 Jahren mochte er sie immer noch nicht.

Wenigstens die Plastikbox unterschied sich von der von früher. Sie war neutral orangefarben, die aus Kindertagen hellblau, darauf Micky Maus in einem roten Sportflitzer. Anscheinend war sie im Laufe der Jahre verloren gegangen. Zu Niklas' Glück. Im Büro hätte es sicherlich für Heiterkeit gesorgt, wenn sie jemandem aufgefallen wäre.

Schweigend griff er danach und seine Mutter lächelte ihn glücklich an.

Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände, drückte ihn an sich und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. Niklas ging etwas in die Knie und ließ es geschehen, dann packte er die Plastikbox in seine Aktenmappe.

Elisabeth Steg sah sich ihren Sohn von oben bis unten an: „Groß bist du geworden.“

Niklas wusste, dass im Laufe des Tages zwei Mal ein Mitarbeiter der Diakonie nach seinen Eltern sehen würde. Das erleichterte es ihm, die beiden alleine zu lassen.

Mit einem Blick in den Spiegel überprüfte er den Sitz seiner Krawatte. Seine Linke wischte eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

Alles wirkte ordentlich.

Im Hintergrund sah er seine Mutter, die ihn versonnen und stolz betrachtete.

„Ich geh jetzt, Mutter. Bis heute Abend.“

Seine Mutter antwortete nicht.

Er gab sich einen Ruck und verließ das Reihenhaus in der Fliegiersiedlung im nördlichen Tempelhof.

Heute war Kriminalhauptkommissar Niklas Stegs erster Tag beim Landeskriminalamt Berlin.

Dienstantritt.